

Hügelgräber bei Stocksdorf und Harmhausen, Gem. Wefenstedt, im Kreise Sulingen.

Von

Dr. Ernst Sprockhoff.

Die Ausgrabung im Frühjahr 1927 bei Stocksdorf und Harmhausen, Gem. Wefenstedt, hat eine unrühmliche Tat zur Veranlassung. Die Gegend von Stocksdorf ist sehr reich an Zeugen vergangener Zeiten gewesen. Die Reste einer Landwehr stammen wahrscheinlich aus dem Mittelalter, und eine große „Hünenburg“ bildet eine Wehranlage aus altgermanischer Zeit¹⁾. Besonders zahlreich lagen aber hier wie überhaupt im Kreise Sulingen in früheren Jahren Gruppen von Hügelgräbern auf der Heide (s. Karte).²⁾ Der umfangreichste Teil von ihnen entchwand bei Kultivierungsarbeiten zu Ende des vergangenen Jahrhunderts, als noch kein Gesetz die Kulturgüter unserer Urzeit schützte. Die größte Gruppe, etwa 20 Stück, lag „bis jetzt“ südwestlich Stocksdorf am Nordrande einer kleinen, sumpfigen Niederung. Diese Gräber sind unter Vorantritt der staatlichen Domäne zu Ehrenburg durch Abtragung der „hügeligen Sandkuppen“ im Winter 1926/27 völlig zerstört worden, obwohl ein Gesetz diese unersehblichen Urkunden schützt. Man stieß sich nicht an der Tatsache, daß erst im Jahre 1921 der rührige Gemeindevorsteher Meyer-Stocksdorf einen berufenen Vertreter des Provinzial-Museums von Hannover zu diesen wohl erhaltenen Gräbern geführt hatte. Die Rettung dessen in letzter Stunde, was diese Hügel uns zu sagen hatten, ist lediglich dem tatkräftigen Eingreifen des Landrats Lauenstein in Sulingen zu verdanken.

1) Wächter, Statistik S. 99. S.

2) Die geologischen Unterlagen hat Herr Lehrer Pfaffenberg = Vorwohde in freundlicher Weise zur Verfügung gestellt, wofür ihm auch an dieser Stelle herzlich gedankt sei. Die geologische Signatur entspricht der von Stoller in seinem Geologischen Führer durch die Lüneburger Heide gegebenen. Die Karte enthält alle zur Zeit noch bekannten und in der Literatur erwähnten Hügelgräber. Da aber eine systematische Aufnahme des Kreises noch nicht stattgefunden hat, ist mit späteren Berichtigungen zu rechnen.

Wir Deutsche pflegen uns voll Stolz das Volk der Dichter und Denker zu nennen, aber auch auf diesen Lorbeeren kann man einschlafen. Achtloses und bedenkenloses Zerstören von Gütern aus der Urzeit ist eines Kulturvolkes unwürdig. In den nordischen Ländern geschieht so etwas nicht einmal im entlegensten Winkel, weil jeder Bauer es mit Stolz betrachtet, wenn er mit „seinem Nationalmuseum“ zusammen arbeiten kann. Lesthin hat sogar ein Engländer, Howard Cartens, einer der Ausgräber des ägyptischen Königsgrabes von Tut-ench-Amun, so beherzigenswerte Worte geschrieben, daß sie hier wiedergegeben zu werden verdienen. Er schreibt: „Die Arbeit war langsam, peinlich langsam, und dabei nervenaufreibend. Man fühlte die ganze Zeit eine schwere Last von Verantwortung. So wird jeder Ausgräber fühlen, wenn er überhaupt ein archäologisches Gewissen besitzt. Was er findet, ist nicht sein Eigentum, das er richtig oder nicht richtig behandeln kann, wie es ihm gefällt. Es ist ein unmittelbares Vermächtnis der Vergangenheit an die Gegenwart. Er ist nur der bevorzugte Vermittler, durch dessen Hände dieses Vermächtnis zu uns kommt; wenn er durch Sorglosigkeit, Nachlässigkeit oder Unwissenheit die Summe der Kenntnisse beeinträchtigt, die er uns hätte übermitteln können, macht er sich eines archäologischen Verbrechens schuldig. Zerstören ist so schrecklich leicht und Wiederherstellen so hoffnungslos. Müde oder in Eile scheut man sich vor einer langweiligen Reinigung oder tut sie mit halbem Herzen und nachlässig, und damit hat man vielleicht die einzige Möglichkeit verpaßt, die jemals austauchte, um wichtige wissenschaftliche Kenntnisse zu gewinnen.

Zu viele Menschen stehen, wie es scheint, unter dem Eindruck, daß ein Gegenstand, der im Laden eines Händlers gekauft wird, gerade so wertvoll ist wie einer, der bei einer Ausgrabung gefunden wird. Sie wissen nicht, daß ein solcher Gegenstand für Forschungszwecke überhaupt erst in Betracht kommt, wenn er gereinigt, mit allen Fundbeobachtungen in die Bücher eingetragen, mit einer Eintragsnummer versehen und in einem wohlgeordneten Museum aufgestellt ist.“

Die Zerstörung der Stocksdorfer Gräber hat kulturelle Werte für die Wissenschaft, also Gemeingut des gesamten deutschen Volkes, unwiederbringlich zugrunde gerichtet. Die Hügelgräber von Stocksdorf stellten etwas ganz besonderes dar. Landrat Lauenstein sandte dem Museum einen Feuersteinspan mit einem tiefstichverzierten Scher-

ben ein und berichtete von Leichenbrand (Abb. 1). Danach lagen steinzeitliche Hügelgräber mit verbrannten Leichen vor, eine Erscheinung auf niedersächsischem Boden, deren Bedeutung man kaum überschätzen kann. Ein letztes Hügelgrab auf dem Grunde des Hofbesitzers Wolle konnte für eine systematische wissenschaftliche Untersuchung noch gerettet werden. Sie ergab die Bestätigung dessen, was Landrat Lauenstein vermutet hatte.

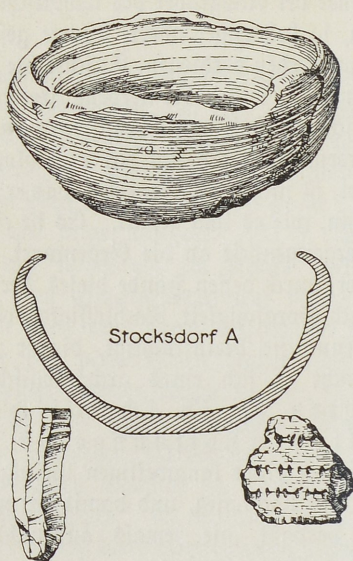


Abb. 1. $\frac{1}{2}$ n. Gr.

Der Grabhügel (Taf. I.) maß 10 m im Durchmesser. Seine Höhe betrug 0,80 m. Er enthielt keinen Stein, war nicht aufgeplaggt, sondern aus dunkler Erde, nicht gewachsenem Boden, aufgeschüttet³⁾.

Der Hügel barg nur ein Grab, das nicht genau in der Mitte lag, sondern mehr nach der Nordwestseite hin. Der Befund war folgender: Man hatte in den gewachsenen Boden eine Grube von etwa 1 m Länge, 0,60 m Breite und 0,20 m Tiefe gegraben, deren

³⁾ Die Ausgrabung aller Hügel erfolgte in der bekannten Art, daß ein Nord-Südkreuz abgesteckt wurde, dann wurden die einzelnen Zwickel schichtweise abgedeckt, und schließlich das stehen gebliebene Kreuz in gleicher Weise, von innen nach außen vorgehend, abgehoben.

Längsachse in der Richtung von Nordwest nach Südost verlief. Dahinein hatte man den Leichenbrand ohne Beigabe geschüttet. Er war fest zusammengebacken und reichte noch gut 0,10 m in den aufgeschütteten Hügel hinein. Am Südostende der Grube lag etwa 0,25 m über dem Leichenbrand ein umgestülpter tönerner Napf von 8 cm Mündungs-, 3 cm Bodendurchmesser und 5 cm Höhe. Er war unverziert und von sehr bröckligem, schlecht gebranntem Ton in hellbrauner Farbe ⁴⁾. Sehr bemerkenswert ist an dem Tongefäß der einwärts gebogene Rand und die innen dicht unter dem Rande umlaufende Hohlkehle. Dieser unscheinbare Napf ist der erste, der von dieser Art aus Niedersachsen bekannt geworden ist (Abb. 1).

Um die Grabstätte zogen sich in etwa 1 m Entfernung vom Rande der Grube Holzreste, die in derselben Höhe über dem gewachsenen Boden begannen wie der Leichenbrand (gut 0,10 m). Nur auf der Nordseite war die Holzlage nicht aufzufinden. Welcher Zweck diesem „Holzeinbau“ zukommt, ließ sich an diesem Grabe nicht ermitteln. Es war Eichenholz, das nicht vierkantig zurechtgeschlagen, sondern wahrscheinlich in natürlicher Rundform benutzt worden ist. Seine Stärke betrug 0,10—0,15 m. Die unterste Schichte des Holzes war am besten erhalten.

Außer dem Einzelgrabe enthielt der Hügel keine weitere Bestattung. Es fanden sich im Hügelaufwurf lediglich einzelne unverzierte Scherbenbrocken mit alten Bruchflächen, denen keine besondere Bedeutung beigemessen werden kann.

Daß auch der Napf durch den Aufwurf des Hügels zufällig in den Boden geraten ist, schien bei Lage der Dinge ausgeschlossen.

Nach der Zählung, die Dr. Gummel 1921 an dieser Gruppe vorgenommen hatte, standen damals noch 20 Gräber unversehrt (12 auf dem Grunde des Hofbesitzers Wolle und 8 auf dem der Domäne). Die letzten, im Frühjahr 1927 zerstörten, waren an dem heller gefärbten Boden deutlich erkennbar. Daran ließ sich feststellen, daß die Hügel im allgemeinen alle einen Durchmesser von 10 × 10 m besaßen haben. Fast an jeder Stelle konnte man einzelne Scherbenbrocken, Holzkohle und Leichenbrand auffammeln. An einzelnen ließ sich auch noch die ungefähr in der Mitte des späteren Hügels ausgehobene Grube nachweisen. Die Scherben

⁴⁾ Da er, um überhaupt erhalten werden zu können, sehr stark mit Seim getränkt werden mußte, hat er seine lichte Farbe verloren.

stammten nicht alle von so kleinen Näpfen, wie einer im untersuchten Hügel gefunden ist; eine Anzahl war dicker, besser in der Tonzusammensetzung und ließ auf größere Gefäße schließen.

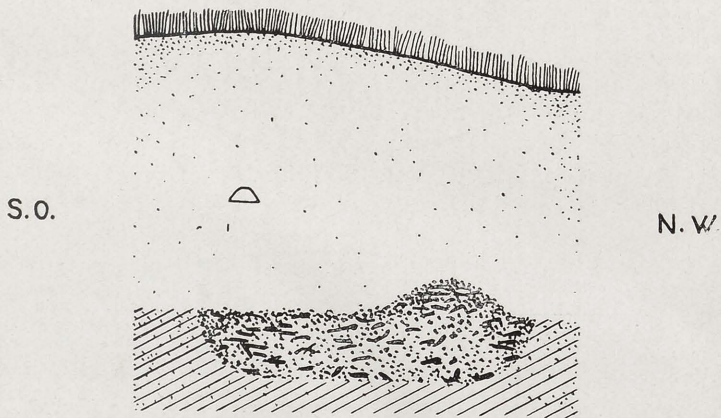
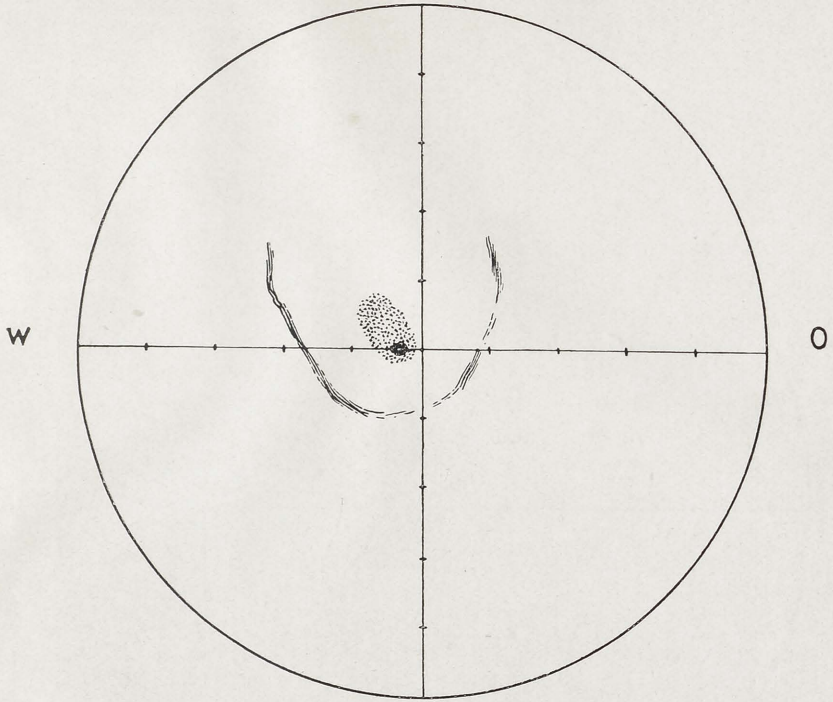
Die Hügel lagen weder in Reihen noch sonstwie in einer sichtbaren Ordnung.

Das große Problem, zu dessen Klärung die Stocksdorfer Hügelgräber berufen waren, ist in Kürze gekennzeichnet. Wir kennen aus dem Gebiete der nordischen Steinzeit, zu dem die nördliche Hälfte Niedersachsens gehört, zwei verschiedene Grabtypen: Steingräber als Erbbegräbnisse und Einzelgräber in Hügeln. Wir kennen weder ihr Verhältnis zueinander zur Genüge noch ihre Erbauer, deren Kultur nicht nur auf Grund der verschiedenen Grabformen, sondern auch des Gegensatzes der Beisetzungsstätte sowie des Unterschiedes ihrer Beigaben in Form von Tonware, Waffen und Werkzeugen stark voneinander abweicht. Wir suchen Antwort auf die Fragen: Verkörpern Riesensteingräber und steinzeitliche Einzelgräber in Hügeln zwei verschiedene Völker? Wie war ihr Verhältnis zueinander? (Gleichzeitig, nacheinander oder wie?) Wie schließt an diese „doppelte“ Steinzeitkultur die in Niedersachsen so geschlossen folgende Kultur der Bronzezeit, deren Nachkommen wir als Germanen zu bezeichnen pflegen? Zur Klärung dieser Fragen hätten die Stocksdorfer Gräber wesentlich beitragen können. Diese Möglichkeit besteht nach ihrer Vernichtung nicht mehr. Unerseßliches ist damit für immer verloren. Es müssen deshalb alle noch vorhandenen Gräber mit besonderer Sorge behütet und beobachtet werden. Riesensteingräber hat es im Kreise Sulingen kaum nachweislich gegeben⁵⁾. Trotzdem ist das Gebiet schon während der Steinzeit besiedelt gewesen, wie die Stocksdorfer Hügelgräber beweisen, nur weiß man nicht, in welchen Zeitraum dieser weiten Spanne man sie verlegen soll. Der Endabschnitt (um 2000 vor Chr. Geb.) scheint auf Grund der Leichenverbrennung das Wahrscheinlichste zu sein, doch sind vor einer endgültigen Entscheidung neue Funde abzuwarten, die hoffentlich unter einem glücklicheren Sterne stehen.

Durch das steinzeitliche Hügelgräberfeld führt von Ost nach West ein der Domäne gehöriger Weg, der etwa 100 m westlich des Weges Brelloh-Hofsfelde über ein schwaches Hügelgrab von

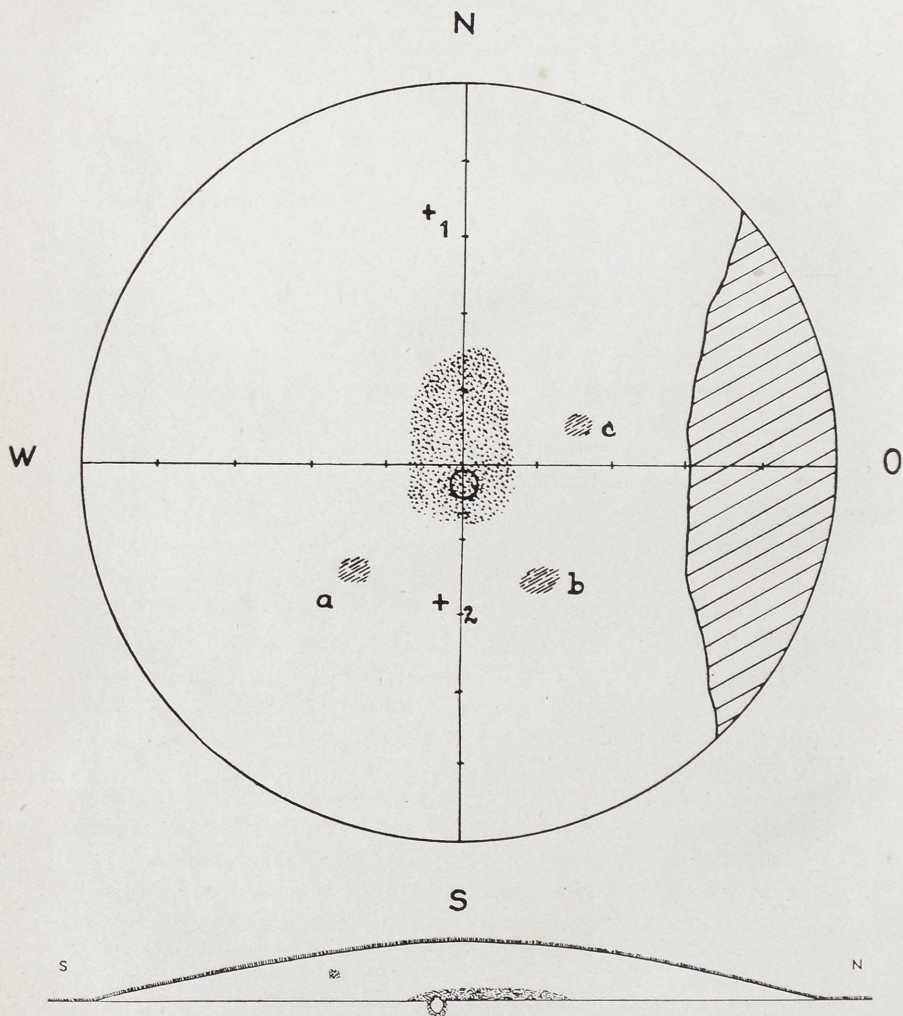
⁵⁾ Wächter, Statistik S. 84 ff. u. S. 96—97. Müller-Reimers S. 28.

Tafel I.



Stocksdorf Hügelgrab A

Tafel II.



Stocksdorf Hügelgrab B



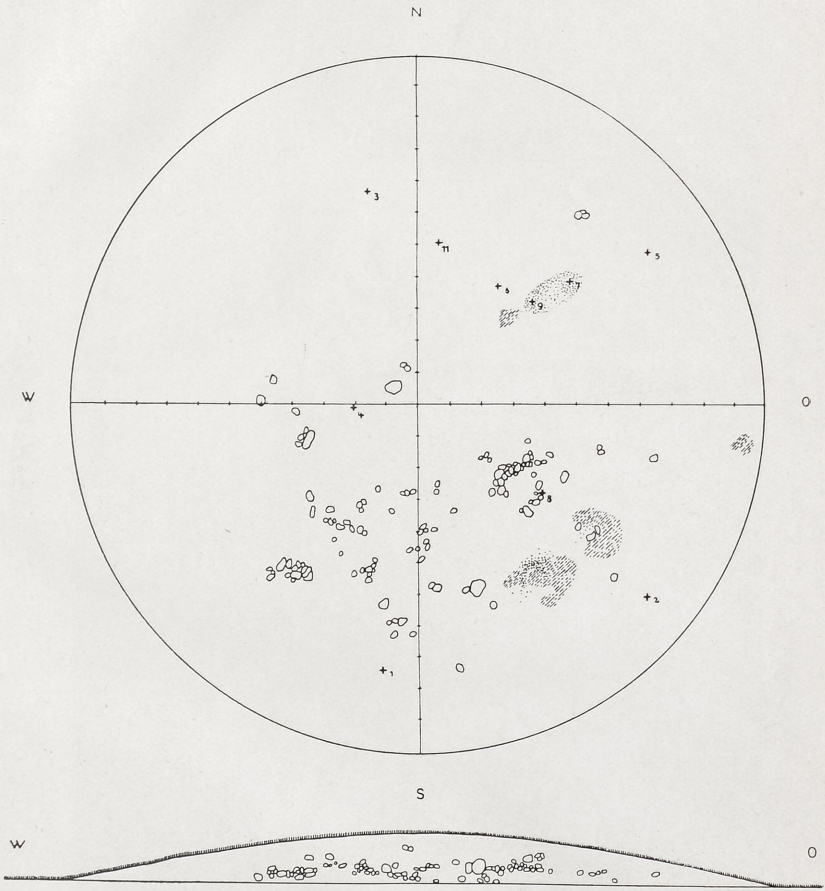
Stoßdorf Hügel B.
Durchschnitt vom West- nach dem Mittelpunkt.
Im Vordergrund das Pfostenloch a.



Stocksdorf Hügelgrab B

a, c $\frac{1}{1}$ n. Gr. b $\frac{1}{3}$ n. Gr.

Tafel V.



Harmhausen Hügelgrab A

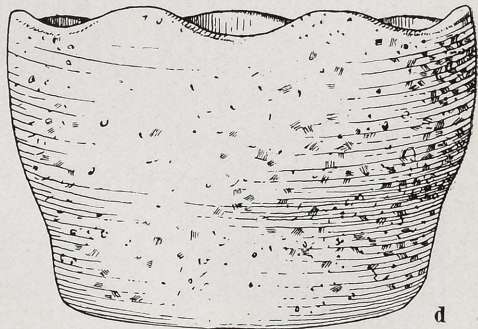
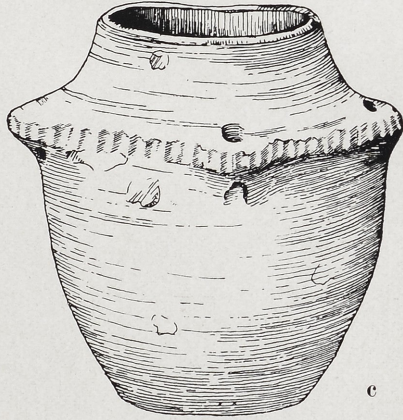
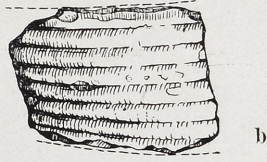
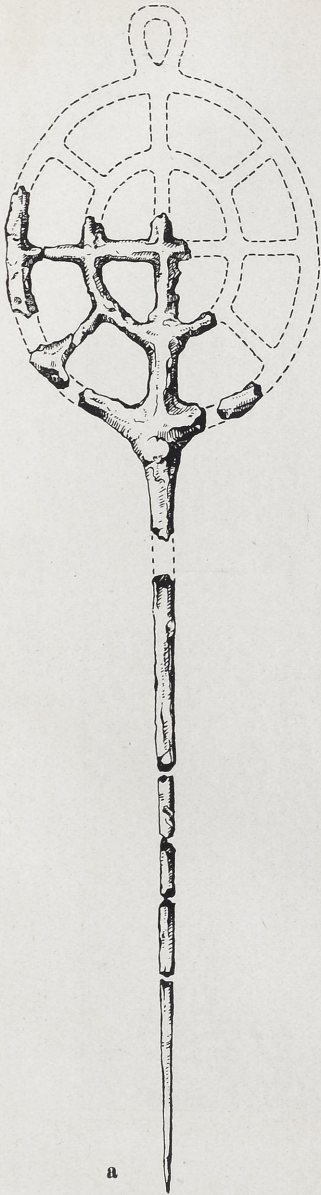
M 1:100

Tafel VI.



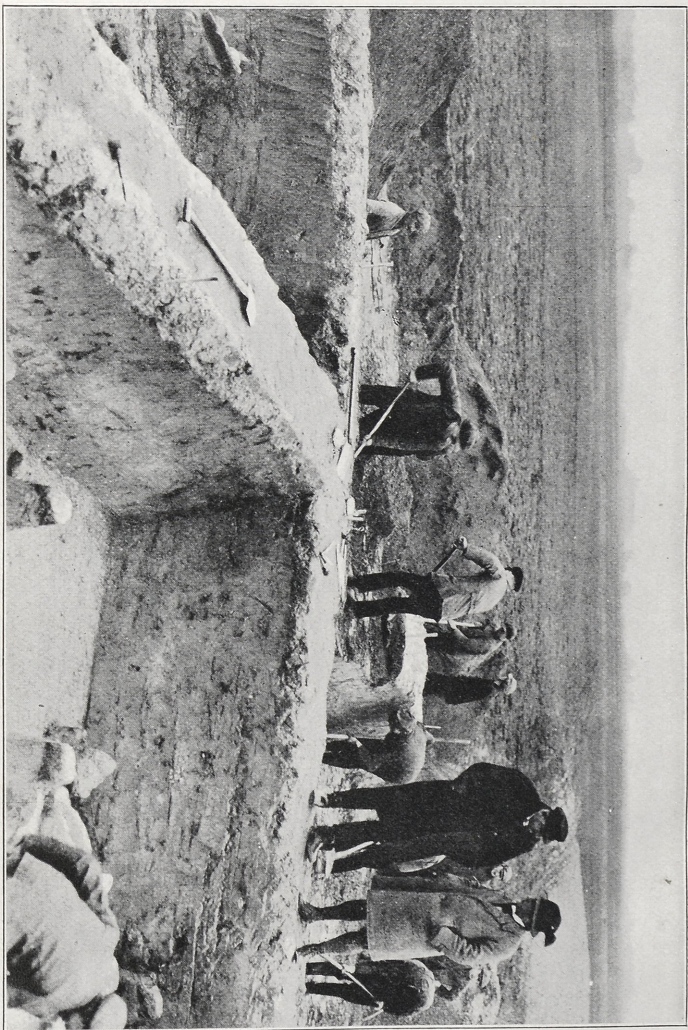
Sarnhahnen Stügelgrab A.
„Steinkammer“ mit Tongefäß.

Tafel VII.



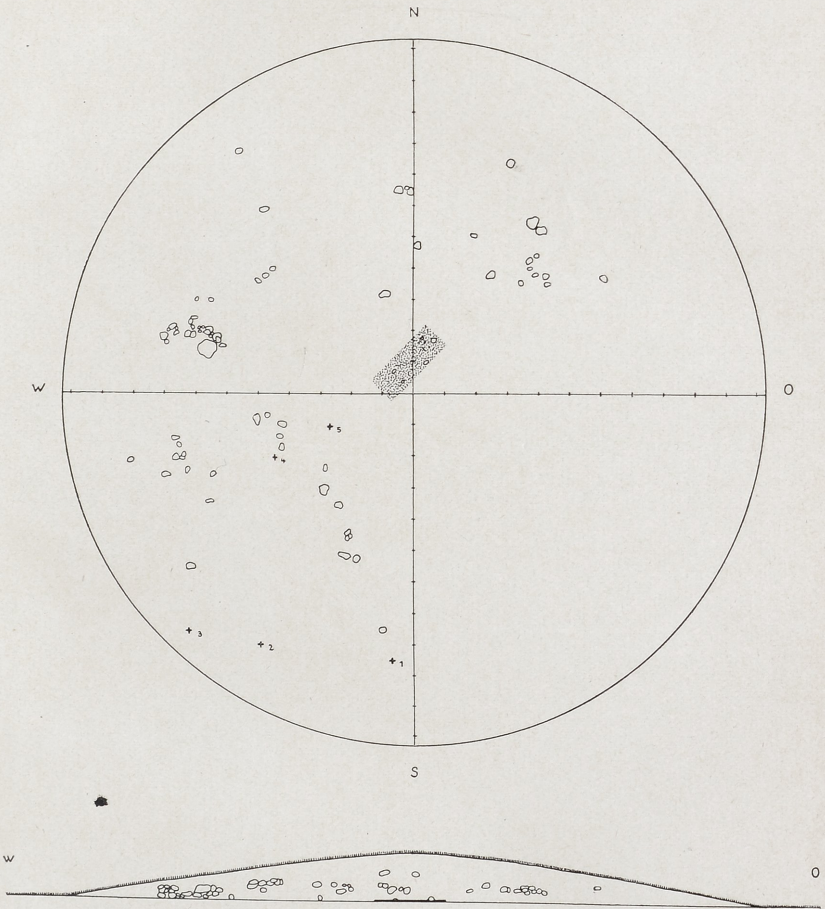
Harmhausen Hügelgrab A
 $\frac{3}{4}$ n. Gr.

Tafel VIII.



Bartholomäus Hügelgrab A von N. S. N.

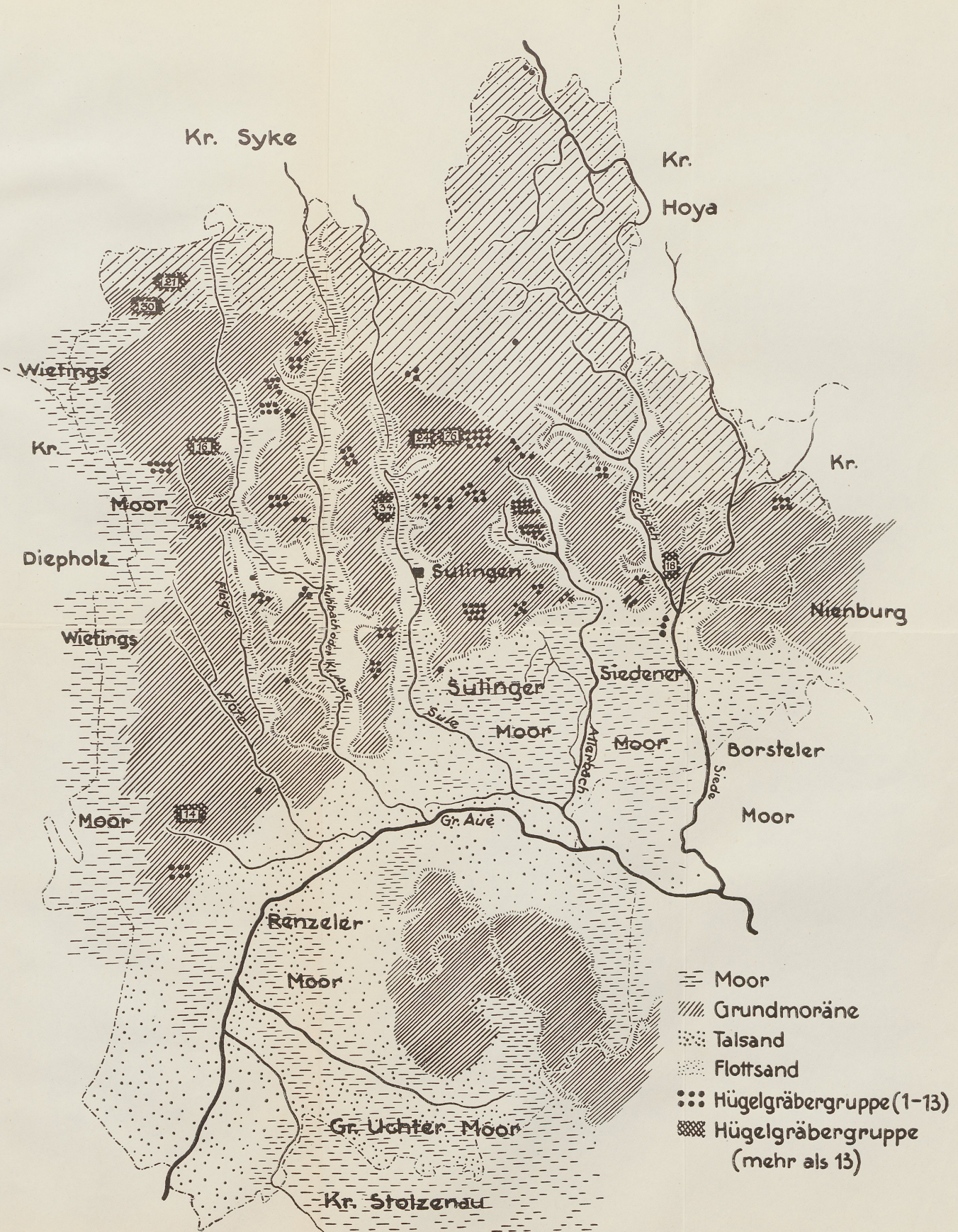
Tafel IX.



Harmhausen Hügelgrab B

M. 1-100

Hügelgräber im Kreise Sulingen.



Maßstab 1:100000

7×6,40 Durchmesser und 0,40 m Höhe führte. Da seit langem Pflug, Pferde und Wagen darüber gegangen waren, beschlossen wir seine Untersuchung. Wir wurden bei der geringen Arbeit verhältnismäßig reich belohnt. Außer dem Unterteil eines charakterlosen Topfes, der nur mit Erde gefüllt war, hoben wir einen Rauchtopf mit gewelltem Rande aus der Erde (Abb. 2). Er ist 31 cm hoch, seine größte Weite beträgt 35 cm, die Öffnung mißt 26 cm und der Boden 16 cm. Er war fast ganz in die anstehende Erde gegraben und ragte nur mit den obersten 5 cm in den künstlichen Hügelauflauf hinein. Er stand im Grundwasser. Seinen Inhalt bildete nur Leichenbrand.

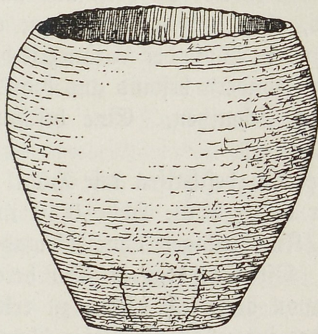


Abb. 2.
Stocksdorf. $\frac{1}{8}$ n. Gr.

Diese Urne stellt einen Vertreter des Harpstedter Typus dar, der nach den neuesten Untersuchungen in unserem Gebiete dem 9. und 8. Jahrhundert vor Chr. Geb. angehört⁶⁾.

Die größte Anzahl der Stocksdorfer Hügelgräber befand sich am Westausgang des Dorfes beiderseits der Straße nach Scharrendorf und Twistringern. Das ganze Gelände war ehemals Heide. Beim Bau der Chaussee und der ersten Kultivierung Ende des 19. Jahrhunderts verschwanden die meisten (alles, was sich südlich der Chaussee befand), deren Inhalt meist in alle Winde zerstreut wurde. Einiges „soll“ in das Provinzial-Museum gelangt sein. Im Jahre 1921 hat dann Dr. Gummel vom Provinzial-Museum den

⁶⁾ Stampfuß, *Mannus* Bd. 17, S. 287 ff. *Verf.*, *Mannus* 5. Erg.-Bd. 1927, S. 88 ff.

größten Teil nördlich der Chaussee untersucht und der Rest ist im Frühjahr 1927 ausgegraben worden, da er ebenfalls durch die fortschreitende Kultivierung bedroht war. Es waren nach der früheren Grabung im Jahre 1921 nur noch 4 Hügel übrig geblieben, von denen einer schon dem Erdboden gleich gemacht war, so daß nur drei für eine systematische Grabung in Frage kamen.

Hügel A. Durchmesser 12×13 m, Höhe 1,10 m. Der Hügel war bis auf geringe Zerstörungen im Südwestzwickel unverfehrt. Im Südteil ruhten 3 Knochenlager 30—50 cm unter der Oberfläche. Der Leichenbrand war fest zusammengepackt und enthielt keine Beigaben. Am Südrande lagen eine paar grobe, uncharakteristische Scherben in 10 cm Tiefe und im modernen Humus des Nordwestzwickels, also in sekundärer Lage offenbar schon ein starker Henkel, wie ihn die Töpfe der Latènezeit besitzen. Der Hügel war nicht aufgeplaggt, sondern bestand aus dunkler, fetter Erde mit unregelmäßigen hellen Schmitzen. Eine bestimmte Struktur war nicht festzustellen.

Hügel C war ebenso beschaffen wie Hügel A, nur bedeutend kleiner. Durchmesser 6×7 m, Höhe 0,30 m. Er enthielt im Nordwestzwickel ein Knochenlager ohne Beigaben, das direkt an der Oberfläche lag. Offenbar war er also bereits zum Teil abgetragen, obwohl davon äußerlich nichts zu erkennen war.

Hügel B war der interessanteste dieser Gruppe (Tf. II—IV). Sein Durchmesser betrug genau 10×10 m und die Höhe 0,80 m. Bemerkenswert war der Aufbau (Tf. III): Scharf markierte sich die alte Oberfläche über dem gewachsenen Boden als dunkler, wagenrechter Streifen. Die moderne Humusschicht zog sich etwa 0,20 m stark an der Oberkante entlang. Die Zwischenzone zeigte die Art der Hügelauffschüttung: eine Schrägschichtung, abwechselnd hellere und dunklere Streifen, die nach dem Rande zu geneigt waren.

Bei der Aushebung der einzelnen Zwickel zeigte sich anfangs nichts, erst als wir gegen die Mitte hin fast schon den gewachsenen Boden erreichten, stießen wir überall auf eine Brandschicht. Es stellte sich dann heraus, daß diese Schicht, etwa in der Mitte des Hügels gelegen, eine Verbrennungsstätte gewesen war. Ihre Größe betrug $2,30 \times 1,60$ m, die Orientierung ging genau von Nord nach Süd. In der Mitte war sie am stärksten, 10—15 cm dick, und nahm nach dem Rande zu bis 3 cm ab. Sie war tief-schwarz von Holzkohle, zwischen der sich etwas Leichenbrand fand.

Das Feuer, das die Leiche verzehrt hatte, muß an dieser Stelle gelohnt haben, denn der fette gewachsene Boden dicht unter der Brandschicht war rötlich gefärbt und hartgebrannt wie mürber Ton, und die Holzkohle war überall durchsetzt mit der grauen, müllartigen Asche, die bei der Verbrennung größerer Holzmassen entsteht.

Beim Abräumen der Brandschicht stießen wir dann wider alle Erwartung auf den Rand der Urne, die unter der Verbrennungsstelle im gewachsenen Boden ruhte. Für sie war eine Grube von etwa $0,25 \times 0,25$ m ausgehoben, von einer Tiefe, daß ihr Rand noch in die Aschenschicht hineinreichte. Merkwürdig war, daß sie gänzlich, sowohl ringsum wie auf der Unterseite von Holzkohle und Leichenbrand umgeben und eingepackt war. Sie ist schwarzbraun und nähert sich Form einer Situla (Tf. IV). Der Rand ist scharf nach außen gebogen, der Hals geht in die Schulter über, und seine ehemalige Ansatzstelle ist durch eine umlaufende Linie gekennzeichnet. Auf der Schulter trägt der Topf eine eingeritzte Verzierung in Form eines siebenmal wiederkehrenden Netzmusters.

In der Urne befand sich der sehr gut erhaltene Leichenbrand, aber nur sehr spärliche Beigaben: Bruchstücke eines Bronzedrahtes und eines Halsringes. Mit diesem Schmuck hatte man den Toten aber zu guter Letzt noch betrogen. Es handelt sich nämlich nur um die Nachbildung eines gedrehten Halsringes aus Ton bezw. Lehm. Man hat sich auch nicht die Mühe gegeben, das Stück zu modellieren, sondern den Ton einfach in eine einseitige Form gepreßt und nicht einmal das an den Seiten überquellende Material abgestrichen. Der Querschnitt des Halsringes ist also halbkreisförmig.

Eine ganz eigentümliche, bisher meines Wissens nicht beobachtete Erscheinung boten drei schwarze Stellen, die sich in 1 m Entfernung von der Brandstelle deutlich auf dem gewachsenen Boden abhoben. Ihre Zeichnung und Form war so klar, daß Landrat Lauenstein spontan ausrief: „Das sind ja Pfostenlöcher!“ In der Tat geben Pfostenlöcher die beste Parallele. Sie gingen alle drei bis 0,40 m unter die alte Oberfläche. Ihr Durchmesser war etwas verschieden ($0,40 \times 0,40$ m, $0,60 \times 0,40$ m und $0,30 \times 0,40$ m). Die Bedeutung dieser „Pfostenlöcher“ blieb völlig unklar. Als Stützen für den Scheiterhaufen sind sie zu weit von ihm entfernt. Die Bedachung eines Totenhauses können sie auch kaum getragen haben, denn sie fanden sich nur an zwei Seiten und konnten trotz peinlichen Suchens auf den anderen nicht entdeckt werden. Wir

haben auch an Ständer gedacht, auf denen Harz oder wohlriechende Kräuter verbrannt wurden, leider teilt Tacitus nichts Näheres darüber mit ⁷⁾. Es ist auch erwogen worden, ob die „Pfoftenlöcher“ überhaupt etwas mit der Brandstelle und diesem Grabe zu tun haben; ihre regelmäßige Anordnung um den Verbrennungsplatz dürfte aber ihre Gleichzeitigkeit mit ihm verbürgen. Ihre Zweckbestimmung bleibt jedoch dunkel, und es bedarf weiterer glücklicher Beobachtungen, bis sich eine gesicherte Deutung geben läßt.

Eine ähnliche Erscheinung beobachtete Schwantes bei Heitbrack im Kreise Ülzen, doch handelte es sich dabei um Brandgruben ⁸⁾. Dann hat Jacob-Friesen auf dem Osterberg bei Lese im Kreise Stolzenau ein fast gleiches Bild aufgedeckt ⁹⁾: In der Mitte des Hügels eine dunkle Grube, Richtung von NO nach SW und darum in Entfernung von etwa 1,50 m drei kreisrunde Gruben, je eine im Osten, Süden und Westen, also ebenso exzentrisch angelegt wie bei dem Stocksdorfer Grabe. Näheres konnte damals leider nicht beobachtet werden. Beide Gräber liegen in der gleichen Landschaft und gehören der vorchristlichen Eisenzeit an. Es handelt sich also offenbar um eine ganz bestimmte Gewohnheit, die durch weitere Grabungen zu bestätigen und deren Bedeutung dann zu klären wäre.

Als Einzelfund fand sich dann in der Nordhälfte des Stocksdorfer Grabhügels in 0,30 m Tiefe ein Reibstein (Tf. II, 1).

Beim Abnehmen des südlichen Kreuzarmes wurde in ihm ein Knochenlager gehoben, das nur 0,15 m unter der Oberfläche lag (Tf. II, 2). Es enthielt keine Beigaben. Ob dieses Knochenlager zu dem Hauptbegräbnis in irgendeiner Beziehung steht, vielleicht die Asche der Frau des mit großem Aufwand Eingäscherten darstellt, ist nicht zu entscheiden und kann daher der persönlichen Phantasie jedes Einzelnen überlassen bleiben.

Die zeitliche Ansetzung des Grabes bietet keine Schwierigkeit. Die in der Ausbildung begriffene Situlaform mit dem scharf ausladenden Rande und die Behandlung des Halses bieten die Handhaben dazu. Die Markierung des Halsansatzes durch eine Linie beginnt in der Stufe Jastorf c, kommt aber noch in der folgenden Ripdorfstufe vor ¹⁰⁾. Man kann also die Scheide beider Stufen,

⁷⁾ Germania Kap. 27.

⁸⁾ Schwantes, Urnenfriedhöfe S. 68/69.

⁹⁾ Nachrichtenblatt Niedersachsens N. F. II. 1925, S. 19 ff.

¹⁰⁾ Schwantes, Urnenfriedhöfe S. 6 ff.

300 v. Chr. Geb., als Mittelwert annehmen. Die Form der Situla ist geeignet, das Grab bis in die Zeit um 200 vor Chr. Geb. herunterzurücken. Die Datierung entspricht dem Bilde, das die frühere Ausgrabung dieses Theiles der Stocksdorfer Hügelgräber ergab, die allerdings zum Theil noch echte Jastorfstypen brachte.

Wir haben es demnach bei diesem interessanten Grabhügel mit einer Bestattung aus den letzten Jahrhunderten vor Chr. Geb. zu tun. Daß die Bewohner in diesen Gegenden damals Germanen waren, wird von niemand bezweifelt.

Es war keiner unter denen, die bei der Ausgrabung vor dieser mächtigen Brandstelle gestanden haben, der sich nicht wenigstens in Gedanken ein Bild von dem Tage gemacht hat, als man hier einen freien Germanen den lodernden Flammen übergab. Gleichzeitige Aufzeichnungen kennen wir nicht, und die Nachrichten von Caesar und Tacitus sind dürftig. Aber wir besitzen in dem Beowulfliede, einem alten germanischen Heldengesange, die ergreifende Schilderung solch einer Verbrennung. Der alte Jüttenkönig ist gestorben, ein Befehl ist ergangen an alle Hofbesitzer, daß sie Holz zusammentragen an den Ort, wo der Leichnam verbrannt werden soll. Und nun heißt es im Liede:

„Dort schichteten nun den Scheiterhaufen
Die treuen Jütten dem toten Recken;
dran hängten sie Helm und Heerschilde,
wie geboten der Held, und blinkende Panzer,
dann legten sie trauernd den treuen Herrn
in des Holzes Mitte, den herrlichen König.
Dann ward von den Männern ein mächtiges Feuer
auf dem Berge entfacht, und brauner Qualm,
vom Klagegeschrei der Krieger begleitet,
stieg gekräuselt empor aus der knisternden Lohe
in den stillen Äther. — Die sterbliche Hülle
war hurtig verzehrt von den heißen Gluten.
Nun erhoben aufs neu ob des Herrschers Verlust
ihren Wehruf die Männer; die Witwe auch,
der geschlungene Flechten die Schläfen umkränzten,
beklagnete den Gatten, die kummervolle
Nun versflog der Rauch in die Fernen des Himmels.
Es wölbten nun der Wettermark Leute

den Hügel am Abhang gar hoch und breit
und weithin sichtbar den Wogenfahrern.
In der Frist von zehn Tagen war fertig das Werk,
des Ruhmreichen Mal
. . . . Das weite Grab
nahm auch Ringe und Schmuck und Rüstungen auf,
den ganzen Schatz, den gierige Krieger
dereinst erbeutet: Die Erde empfing
das rote Gold — dort ruht es noch jetzt . . .
Dann umritten den Hügel die rüstigen Helden,
der Edlinge zwölf, die . . .
in Liedern sangen die Leichenklage
und den König priesen. Die kühnen Taten
rühmten sie laut und sein ritterlich Wesen,
in Wort und Spruch sein Wirken ehrend
in geziemender Weise. Das ziert den Mann,
den geliebten Herrn durch Lob zu erhöhen
in treuem Sinn, wenn des Todes Hand
aus des Leibes Hülle erlöst die Seele.“

Es ist ein ungemein lebensvolles Bild, das sich hier vor unserem Auge entrollt. Ungleich gewaltiger ist die Leichenverbrennung des toten Gütenkönigs als die des Mannes aus Stocksdorf, doch es ist unsere Aufgabe, mit dem Großen und Vollendeten die Kultur unserer Urzeit zu verdientem Leben neu zu erwecken. —

Die Hügelgräber von Harmhausen, Gem. Wesenstedt, waren schon äußerlich bedeutend größer als die von Stocksdorf. Ursprünglich haben mindestens 13 Gräber dort zusammen gelegen. Bis auf sieben sind sie bei Kultivierungsarbeiten früherer Jahre vom Erdboden verschwunden. Der Rest liegt seit mehreren Jahren unterm Pfluge, so daß eine Erhaltung nicht mehr möglich ist. Deswegen sind drei von ihnen, die auf noch unbestelltem Acker lagen, im Frühjahr 1927 ausgegraben worden.

Hügel A (Tf. V) maß von Nord nach Süd 22 m, von Ost nach West ebenfalls 22 m, seine Höhe betrug 1,40 m. Er war aufgeschüttet, nicht aufgeplaggt. Die Erde bestand aus gelbbraunem lehmhaltigen Sande. Der Querschnitt zeigte nirgends auch nur eine Andeutung irgendeiner Struktur. Die aufgeschüttete Erde stammte nicht von dem unmittelbar angrenzenden Gelände, sondern muß

etwa 1 km weit von Norden hergeholt sein, wo der gelbbraune lehmhaltige Sand an der nächstliegenden Stelle ansteht.

Diese allgemeinen Beobachtungen treffen für alle drei Hügel zu.

In der Mitte des Hügels A hatte vor Zeiten ein Fuchs seinen Bau angelegt, der in großzügiger Weise dann den ganzen Hügel in sein System einbezogen und dabei eine Nachbestattung zerstört hatte. Scherben eines Rauchtropfes mit gewelltem Rande vom Harpstedter Typus fanden sich im ganzen Hügel verstreut überall da, wo der Fuchs mit seinen Gängen das Erdreich verwühlt hatte (Tf. V, 2, 4, 5).

Demselben Raubgräber ist vielleicht auch die Verschleppung des Bruchstückes von einem bronzenen Halskragen oder Armband zuzuschreiben, das uns gleich bei den ersten Spatenstichen aus dem Mull eines Ganges entgegenfiel (Tf. V, 1. VII b). Trotz sorgsamer Arbeit und dauernder Beobachtung haben sich leider die übrigen Teile nicht gefunden.

Der Hügel enthielt eine große Anzahl kleinerer und umfangreicherer Findlinge. Doch war keiner so groß, daß ihn nicht ein Mann von gewöhnlichen Kräften heben konnte. Die Höhenlage der Steine war verschieden, und wir haben alle an ihrer Stelle liegen gelassen, bis wir den Hügel zum gewachsenen Boden abgetragen hatten, um zu sehen, ob die Steine in irgendeiner bestimmten Ordnung hingelegt wären. Nur an zwei Stellen konnte diese Beobachtung gemacht werden, während eine allgemeine bestimmte Anordnung sichtlich nicht zu erkennen war.

Die eine regelrechte Steinpackung lag im Südostzwinkel (Tf. VI). Sie hatte Hufeisenform, doch lagen die Steine in verschiedener Höhe. Daß trotzdem diese Steine nicht einen wirren Haufen bilden, sondern mit bestimmter Absicht derart niedergelegt sind, zeigt das Bild, das sich nach Freilegung von diesen eng aneinander liegenden Kieselern ergab und die Tatsache, daß diese „Kammer“ am Innenrande ein Tongefäß enthielt (Tf. VII d). Es hat die Form eines henkellosen Bechers. Der Unterteil ist etwas eingezogen und der Rand gewellt. Es ist durch einen Spatenstich verletzt worden und hat außerdem durch den schwierigen Transport an seinem Rande etwas gelitten, so daß eine Ergänzung not tat. Daß der Rand jedoch ringsum wellenförmig verlief, ist einwandfrei festgestellt worden. Es war mit Erde gefüllt, die aber in der Mitte heller und fetter war als am Rande. Vielleicht handelt es sich dabei um vergangene Speisereste,

von deren Art aber auch die chemische Untersuchung nichts mehr feststellen konnte. Das Innere der „Kammer“ war leer, nur ließ sich beobachten, daß die Erde im Innern ebenfalls fetterer Boden war als außenherum. Man darf deshalb vielleicht an ein vergangenes Skelett denken. Dies kann dann in der „Kammer“, die nur 1×1 m mißt, nur als Hockerbestattung gedacht werden. Von Leichenbrand ist nicht die geringste Spur gefunden worden. In einer Entfernung von etwa 1—2 m südöstlich neben dieser „Kammer“ fand sich aber eine bis zu 0,10 m starke Brandstelle bis zu 3 m Länge und bis zu 2 m Breite von unregelmäßiger Form in Nordost-Südwestrichtung. Auch hier fand sich nicht die winzigste Knochenspur, sondern nur Reste von Holzkohlen. Der Befund ähnelte dem von dem Stocksdorfer Grabe. Auch muß an Ort und Stelle ein heißes Feuer gebrannt haben, denn der lehmhaltige Sand ist an verschiedenen Stellen rot gebrannt wie Ziegelstein. Eine Erklärung für diese eigenartige Stelle hat sich nicht finden lassen.

Die andere einigermaßen regelmäßige Steinpackung lag im Südwestzwickel. Weder in ihr noch in ihrer Nähe fand sich jedoch ein Rest urgeschichtlichen Kulturgutes.

Im Gegensatz zur Südhälfte war die Nordhälfte fast gänzlich frei von Steinen. Hier fanden sich noch zwei Bestattungen, die mit der in der „Kammer“ der Südhälfte gleichzeitig sein dürften.

Die erste enthielt nur den Unterteil eines wahrscheinlich dem oben beschriebenen ähnlichen Bechers (Tf. V, 6).

Die zweite dagegen brachte außer einem Tongefäß eine Radnadel ans Licht (Tf. VII, a). Die Radnadel war sehr brüchig, ist auch durch einen Spatenstich stark zerstört worden, doch ließ sich ihr Typ genau feststellen. Ihr Kopf war oval, mit einem doppelten Kreis versehen, den vier innere und acht äußere Speichen zusammenhielten, und besaß eine Öse. Das Tongefäß trägt vier senkrecht durchbohrte Henkel, der Hals ist einwärts geschwungen und die Schulter durch senkrechte Kerben fortlaufend verziert, die auch über die Henkelösen weggehen (Tf. VIIc).

Die Zusammengehörigkeit der Radnadel und des vierösigem Bechers ist nicht schlagend zu beweisen, aber als höchstwahrscheinlich zu betrachten, denn beide lagen an je einem Ende einer länglichen Bodenverfärbung. Die Erde war hier dunkler und fetter als ringsum und gleich der in der „Kammer“ mit dem Tongefäß. Die Entfernung von 1,40 m zwischen Nadel und Tongefäß würde für eine ge-

streckte Leiche sprechen, die in Südwest-Nordostrichtung hier derart beigesetzt wäre, daß der Tonbecher zu Füßen der Frau stand, deren Haar durch die Radnadel zusammengehalten wurde.

Damit wären die Hauptgräber des Hügels erschöpft. Auf die Nachbestattung, deren Urne der Fuchs verschleppt hatte, ist oben bereits hingewiesen worden. Zwei unberührte Nachbestattungen lagen außerdem auf der Nordseite des Hügels (Tf. V, 3 u. 11). Sie bestanden aus Knochenlagern ohne Beigaben. Beide ruhten 0,30 m tief unter der Oberfläche. Der Leichenbrand war zum großen Teil außerordentlich stark zermüht und lag nicht fest zusammengepackt, sondern mehr verstreut.

Im Ostarm des Kreuzes fanden sich in 1,10 m Tiefe ein paar uncharakteristische Scherben neben einem Stein.

Der Hügel A gibt wieder ein schönes Beispiel, wie die großen, alten Hügelgräber aus der Bronzezeit in späteren Zeiten gern zu Bestattungen benutzt worden sind. Der Rahtopf gehört in diesen Gegenden etwa dem 9. und 8. Jahrhundert vor Chr. Geb. an¹¹⁾, und die Sitte, nur die Asche der Toten der Erde zu übergeben, ist besonders in der Latènezeit beliebt. (Hauptsächlich 500—200 vor Chr. Geb.)¹²⁾

Die wichtigste Erscheinung bildet aber die Tonware. Das Grab gehört der älteren Bronzezeit an, wie die Form der Radnadel und das Bruchstück des Halskragens oder Armbandes zeigt. Sachgemäß gehobene Tongefäße aus Gräbern der älteren Bronzezeit gehören in Niedersachsen zu den größten Seltenheiten. Dadurch wird der Wert der unscheinbaren Becher von Harmhausen bedeutend gesteigert. Genaue Gegenstücke sind bisher aus unserem Gebiete gar nicht bekannt. Von den anschließenden Landschaften besitzt Schleswig-Holstein ähnliche Formen¹³⁾. Es sind aber größere Gefäße, auch mit 4 Henkelösen versehen, doch sind diese wagerecht durchbohrt, und der Hals ist nicht einwärts gebogen wie bei dem Becher von Harmhausen, sondern er steigt zylinderförmig auf. Ein Napf gleicher Größe dagegen zeigt zwar auch die umlaufende Kerbung, doch trägt er statt der Henkel Warzen.

¹¹⁾ Literatur s. o.

¹²⁾ Vgl. Schwantes, Urnenfriedhöfe S. 4 ff.

¹³⁾ Splieth, Inventar Tf. V, 73, 74, 76.

Der henkellose Napf mit gewelltem Rande ist noch weit seltener bekannt¹⁴⁾.

Die Tongefäße aus den Hügeln sind auffallend klein, sie machen noch einen durchaus steinzeitlichen Eindruck, und wenn man einen Anschluß an vorausgegangene Formen sucht, dann findet man sie auch am ehesten im Neolithikum. Der kleine Becher mit den 4 Henkelösen erscheint wie ein kümmerlicher Nachkömmling der großen weitmundigen Töpfe aus der Kultur der Kugelamphoren¹⁵⁾. Der Blumentopfbecher ist eine bekannte steinzeitliche Form, und der gewellte Rand bildet im Bernburger Stile eine beliebte Erscheinung¹⁶⁾. Sowohl die Bernburger Kultur wie die der Kugelamphoren mündet aber in die Bronzezeit ein¹⁷⁾, so daß die Möglichkeit eines direkten zeitlichen Zusammenhanges durchaus gegeben erscheint, und auch geographische Bedenken können kaum bestehen: Funde der Kugelamphorenkultur sind neuerdings auch in Hannover gemacht worden, und das Gebiet der Bernburger Kultur zum mindesten grenzt direkt an das niedersächsische.

Der Hügel B (Tf. IX) war in ganz anderer Hinsicht höchst interessant. Sein Durchmesser betrug etwas mehr als 22×22 m, die Höhe war 1,60 m. Im Aufbau glich er Hügel A, enthielt etwas weniger Steine, die nur an einer Stelle offenbar absichtlich zu einer größeren Steinsetzung zusammengetragen waren. Aber sie enthielt nichts.

Der Hügel barg nur eine Bestattung, die sich auf dem gewachsenen Boden annähernd in der Mitte liegend befand. Dort wurden nach Abdeckung der Hügel die deutlichen Reste eines Baumsarges sichtbar. Er lag genau Nordost-Südwest. An seinen Längsseiten fanden sich je 2 kopfgroße Steine, die, jetzt noch fest unter das Holz gepreßt, ursprünglich an den Seiten untergeschoben waren, um dem

¹⁴⁾ Über die Tongefäße der ältesten Bronzezeit hat Lange-Berlin das gesamte Material zusammengetragen und bereits in einem Vortrage (Pfungsten 1926 zu Braunschweig) der wissenschaftlichen Welt Kenntnis davon gegeben. Die erwünschte Veröffentlichung wird erst das volle Vergleichsmaterial zu den Gefäßen von Harnhausen bringen.

¹⁵⁾ Sprockhoff, Die Kulturen der jüngeren Steinzeit, 1926, Tf. 48.

¹⁶⁾ Katalog des Altertums Museums der Stadt Bernburg S. 10 B 15, 16, 18, S. 14 B 38, S. 24 B 110, S. 30 B 100, 101.

¹⁷⁾ Nillasson, Studien über die Walthernienburg = Bernburger Kultur, 1925, S. 156 ff. Sprockhoff, Kulturen der jüngeren Steinzeit S. 43 ff. und S. 109 ff.

Sarge festen Halt zu verleihen (Abb. 3). Ein fünfter Stein lag am Nordostende. Hier lag die Tote mit dem Kopf. Zwei goldene Ohr- oder Lockenringe, noch aufrecht stehend, fanden sich hier in 20 cm Abstand voneinander (Abb. 4). 20 cm weiter nach Südwesten lag eine Bronzenadel, die mit einer flachen Scheibe versehen ist (Abb. 5). Sie lag quer zur Richtung des Skelettes. Im übrigen enthielt der Sarg keine Beigaben. Die Knochen waren sämtlich vergangen oder aufgezehrt. Das Innere des Sarges war von Tiergängen durch und durch verwühlt, es bot so einen wenig trostreichen Anblick.

In der Richtung des Sarges, 2 m nach Südwesten zu, lagen dann aber noch einige zwar sehr weiche und mürbe, aber in ihrer Form deutlich erkennbare Knochen (Tf. IX, 5). Sie ruhten ohne Schutz in der Erde und rühren von einem Hunde her. Erkennbar waren Ober- und Unterkiefer, nach dem der zuständige Fachmann Otto Friedrich Wandert von der Landesanstalt für Vorgeschichte zu Halle an der Saale die Bestimmung vorgenommen hat, und die beiden Unterarmknochen. Die übrigen Teile sind vergangen, wenn nicht überhaupt nur einige Stücke eines „geopferten“ Hundes beigefügt worden sind.

Der Hund gehört zweifellos zu der Bestattung im Baumsarg. Wäre er später vergraben worden, dann hätte sich die Grube in der Aufsicht und im Profil zeigen müssen, da immer noch 10 cm ein sauberes Planum hergestellt worden ist, auf dem sich aber nicht die geringste Spur zeigte, bevor wir direkt auf die Knochen stießen.

Die Mitgabe oder Opferung eines Hundes bildet bisher eine so große Seltenheit in dieser Zeit, daß sie ganz besonders hervorgehoben zu werden verliert. Sie ist meines Wissens nur zweimal beobachtet worden¹⁸⁾. Bei Klein-Bahlberg grub Fuhs in dem „Galgenberg“ ein Stein-Kammergrab aus, deren „Kammer“ aus kleineren Blöcken errichtet war. Sie enthielt „nur noch das untere Ende eines starken menschlichen rechten Schienbeines, das untere Ende des linken Oberarmknochens von einem Schwein (*sus scrofa*), wenige rote und sehr starke gelbgraue Tonscherben, zwischen den Steinen ein Stückchen Bronzeblech und das Skelett eines Hundes (*canis matris optima*).“ Die Bestattung gehört offenbar der älteren Bronzezeit an.

¹⁸⁾ Jahrbuch des Braunschweiger Geschichtsvereins VII, S. 11. Blätter d. Schwäb. Albvereins, 39. Jg., 1927, Nr. 3 S. 72.

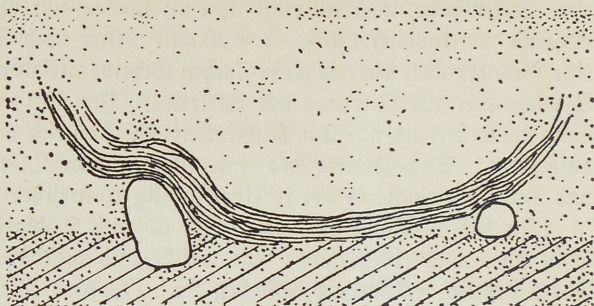


Abb. 3.
Harmhausen. Hügelgrab B.
Durchschnitt durch den Baumsarg.

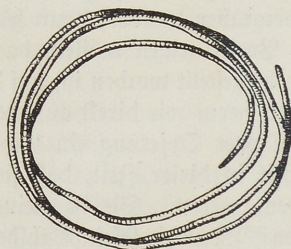


Abb. 4. $\frac{1}{2}$ n. Gr.
Harmhausen. Hügelgrab B.
Goldener Spiralring aus dem Baumsarg.

Abb. 5.
Harmhausen. Hügelgrab B.
Bronzenadel aus dem Baumsarg

Ein anderes Mal ist die Mitgabe eines Hundes in einem bronzezeitlichen Grabe Süddeutschlands beobachtet worden.

Aus der Wikingerzeit wird die Mitgabe geopferter Tiere öfter bezeugt. Sehr interessant ist in diesem Zusammenhang auch die Beobachtung, daß auf mittelalterlichen Sarkophagplatten zu Füßen der Frau ein Hund ruht im Gegensatz zu der Löwendarstellung am Fußende des Ritters¹⁹⁾. Es ist nicht erwiesen, daß sich hier durch mehrere Jahrtausende eine bestimmte Sitte bewahrt hat, aber wenn man bedenkt, wie zähe das Volk weit über Menschengedenken hinaus an mancher Gewohnheit festhält, dann verdienen derartige Übereinstimmungen besondere Beachtung. Und man kann hier noch hinzufügen, daß ein anderer Brauch ebenfalls diese ältere Bronzezeit mit dem Mittelalter verbindet. Das ist die Ausrüstung der Frau mit einem Dolche. Er ist eine häufige Beigabe in den Frauengräbern der älteren Bronzezeit, und er bildet ein Attribut christlicher Abtissinnen im Mittelalter²⁰⁾. Wenn sich solche Übereinstimmungen häufiger zeigten, wäre es lohnend, ihnen systematisch einmal weiter nachzuspüren.

Hügel C ist von seinem Besitzer in früheren Jahren schon einmal stark abgetragen worden. Er hatte nur noch einen Umfang von 18 m × 18 m und eine Höhe von 0,70 m. Er enthielt kaum Steine, im Südwestzwickel einen viertelkreisförmigen Brandstreifen in 0,35 m Tiefe und im Nordwestzwickel den Unterteil eines brüchigen kleinen Bechers aus Ton. Sonst nichts.

Die Arbeit in Stöcksdorf und Wesenstedt war kostspielig und anstrengend, aber sie lohnte in reichem Maße durch wissenschaftlichen Gewinn. Und trotzdem fragte man sich beim aufsteigenden Nebel des letzten Abends: Warum konnten diese mächtigen Hügel der Nachwelt nicht erhalten bleiben? Sind die paar Scheffel Korn, die der nun ebene Boden bringt, wirklich so viel wert, daß man darum uralte Heiligtümer unserer Vorfahren gedankenlos vernichtet? Das kann wohl im Ernst niemand behaupten wollen. Was ist das aber dann für ein Volk, das die Ehrfurcht vor den Ruhestätten seiner Toten nicht mehr kennt?

¹⁹⁾ Baum, Gotische Bildwerke Schwabens, 1921, Tf. 109 u. 113. Pinder, Mittelalterliche Plastik Würzburgs, 1924, Tf. 52. Dehio und v. Bezold, Die Denkmäler der deutschen Bildhauerkunst, Tf. 5 u. 10. S. Kunze, Die Plastik des 14. Jh. in Sachsen und Thüringen, Tf. 25.

²⁰⁾ Jahrbuch d. Pr. Kunstsammlungen, Jahrgang 1921.